

Tom Scatterhorn

Henry Chancellor

und der Saphir des Maharadscha

Aus dem Englischen von
Brigitte Jakobkeit und Sabine Schmidt

CARLSEN

Jetzt und hier am Rand der Welt

Nacht brach über dem Tosontsengel-Tal herein. Den ganzen Tag war der Jeep über eine endlose Serie von Hügeln geholpert und hatte sich bei jedem bis zur Spitze gequält, nur um dahinter wieder einen bezwingen zu müssen. Und dann noch einen. Am Spätnachmittag hatte die Straße direkt nach Westen in eine breite Talsohle geführt, und als schließlich die Sonne unterging, schimmerten die glatten Bergflanken in einem warmen Orange und die dunklen Kiefernwälder darunter färbten sich purpurrot.

»Da, dort drüben. Das sieht gut aus.«

Der Jeep kam unsanft zum Stehen. Ein großer blonder Mann mit ungepflegtem Bart schirmte die Augen ab und zeigte auf eine Baumgruppe am Waldrand, die von den letzten Sonnenstrahlen in flammend rotes Licht getaucht wurde.

»Sehen Sie etwas?«, fragte eine Stimme von der Rückbank.

Der hagere Mann antwortete nicht. Er hob seinen Feldstecher und suchte das Gelände oberhalb der hellen Baumwipfel ab, auf dem reihenweise umgestürzte und übereinanderliegende Kiefern eine lange graue Schneise im Wald bildeten. Ein idealer Platz.

»Das ist es.«

Er zeigte zu der Stelle, und der Fahrer, ein bulliger Mongole in einem schäbigen grauen Fellmantel, brummte zustimmend. Der Jeep bog von der staubigen Straße ab und holperte auf die Anhöhe zu.

Als sie die ersten Bäume erreichten, war die Sonne verschwunden. Der blonde Mann kämpfte sich mühsam aus dem Wagen und streckte sich. Sekunden später schlug die hintere Tür zu und ein kleiner, verschlagen aussehender Chinese mit dunkler Brille stand neben ihm. Er betrachtete den Wald hinter ihnen und lächelte wohlgefällig.

»Ein Erdbeben. Gut erkannt, Mr Scatterhorn.«

»Danke.«

»Ich glaube, heute Nacht haben wir Glück.«

»Das haben Sie gestern auch gesagt.«

Der Chinese lächelte wieder, aber diesmal ging Sam Scatterhorn nicht darauf ein. Er war den ganzen Tag in diesem Höllenfahrzeug durchgeschüttelt worden, hatte den schalen Schweiß des Fahrers eingeatmet und sich den Kopf an dem mit Nägeln befestigten Dachpolster angeschlagen. Er fühlte sich erschöpft und steif in den Gliedern, und die beständige Höflichkeit von Mr Wong ging ihm langsam auf die Nerven. Hinter dem Lächeln des Chinesen verbarg sich etwas Unangenehmes ...

»Dann mal an die Arbeit«, murmelte er müde und griff sich eine kleine Tasche und einen dünnen Metallstab aus dem Jeep. »Könnte eine Weile dauern.«

»Keine Sorge, Mr Scatterhorn«, sagte Wong lächelnd.

»Ohne Sie fahren wir bestimmt nicht weg.«

Sam Scatterhorn knurrte.

»Das dachte ich mir schon.«

Er ignorierte Wongs Lächeln, stapfte zu den Felsen hinüber und verschwand im Wald.

»Blöder Ausländer«, fauchte Wong gedämpft, zündete sich eine Zigarette an und sog den Rauch tief ein. Der Mann sollte sich glücklich schätzen. Viele würden alles dafür geben, jetzt hier in dieser entlegenen Gegend der Mongolei zu sein. Sam Scatterhorn war ein Niemand. Wong hatte ihn in einem billigen Hotel getroffen, wo er wie ein Bettler hauste. Er war gerade aus dem Gefängnis freigekommen und besaß weder Geld noch Kleidung, nur ein Mikroskop. Wahrscheinlich ein Illegaler, dachte Wong. Einer, der auf der Flucht war, schnelles Geld machen und dann verschwinden wollte – solche Typen waren Wong schon oft begegnet. Sehr oft sogar. Aber etwas Besseres als diesen »Mr Scatterhorn« – wer immer er sein mochte – gab es momentan nicht. Er räusperte sich, spuckte aus und lächelte in sich hinein. Wong hatte die Geduld eines Elefanten. Er konnte warten. Scatterhorn würde irgendwann finden, wonach sie suchten. Er musste es einfach finden. Und wenn er Ärger machen wollte, tja dann – hier draußen in der Wildnis konnte man leicht verschwinden. Ein Unfall war keine Seltenheit. Und einen wie Scatterhorn würde niemand vermissen, oder?

(...)

KAPITEL 1

Ein seltsamer Empfang

»Was hast du denn da eingepackt? Sind da Steine drin?«

Es war drei Uhr an einem kalten Winternachmittag. Ein kleiner rundlicher Mann ging mit einem ramponierten blauen Seesack hinten um ein Taxi herum und stellte ihn auf den Gehsteig.

»Nicht direkt«, antwortete der dünne blonde Junge, der in seinem leichten Mantel zitternd im Wind stand.

»Soll das heißen, ein paar Ziegel sind da auch noch drin?«, keuchte der Mann und hob die Augenbrauen, während er ein paar Geldscheine aus seiner Tasche holte. Der Junge lächelte höflich und stemmte sich gegen den heftigen Wind. Obwohl es erst Nachmittag war, brannten entlang der grauen Straße bereits die Laternen. Der Taxifahrer kurbelte sein beschlagenes Fenster nur gerade so weit herunter, dass er die Hand durchstecken und das Geld nehmen konnte. Er dachte nicht daran auszusteigen, dazu war es viel zu kalt. Dieser Wind kam direkt aus Sibirien.

»Alles klar, Kumpel«, sagte er, griff nach dem Bündel Geldscheine und pustete sich auf die Finger. »Frohe Weihnachten.« Und schon sauste er durch die Pfützen davon.

»Na dann, Tom, gehen wir rein, bevor wir uns zu Tode frieren«, keuchte der rundliche Mann. Er packte den See-

sack mit beiden Armen, schwankte die breite Treppe vor dem großen, baufälligen Backsteinhaus hinauf und verschwand durch eine kleine Seitentür. Inzwischen fielen riesige Hagelkörner, die laut auf die Steinstufen prasselten, und Tom wollte ihm gerade ins Innere folgen, als ihm über dem Haupteingang zwei wütend aussehende Steindrachen auffielen. Zwischen sich hielten sie eine bröckelnde Stein-
tafel, auf der stand:

Scatterhorn-Museum

Gegründet 1906 von Sir Henry Scatterhorn.

Gestiftet den Bewohnern von Dragonport.

Gott schütze den König.

Trotz der Hagelkörner und des eisigen Windes, der ihm ins Gesicht peitschte, musste Tom lächeln. Vielleicht war das Ganze ja doch nicht so schlimm. Es gab bestimmt nicht viele Kinder, die ihre Weihnachtsferien in einem Museum verbrachten, das den Namen ...

»Tom Scatterhorn, komm sofort rein, bevor du zu Eis gefrierst, Kleiner!« Die Stimme übertönte die prasselnden Hagelkörner, und plötzlich merkte Tom, dass seine Zähne klapperten. Er rannte die Treppe nach oben, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, und stürzte ins Haus.



»Deine Mutter hat sich also in die Mongolei oder sonst wohin aufgemacht?«

Tom nickte. Er saß jetzt in einer kleinen gelben Küche hinter dem Museum und drückte seine Finger an die Heizung. Langsam spürte er, wie er auftaute.

»Der gute alte Sam. Immer für eine Überraschung zu haben.«

»Dann wollen wir nur hoffen, dass sie ihn findet. Ist ja ein schrecklich großes Land.«

»Sie findet ihn«, sagte Tom höflich, aber bestimmt.
»Ich bin ganz sicher.«

Seit sein Vater vor sechs Monaten verschwunden und seine Mutter aufgebrochen war, um ihn zu suchen, wünschte sich Tom nichts sehnlicher auf der Welt.

»Hmm.« Tante Melba schenkte nachdenklich Tee ein.
»Nun ja, bleiben wir optimistisch, nicht wahr?«

Tom nickte, obwohl seine Zähne immer noch klapperten. Er musste optimistisch bleiben, er hatte keine andere Wahl. So wie er auch keine andere Wahl hatte, als Weihnachten bei seinen einzigen noch lebenden Verwandten zu verbringen, Onkel Jos und Tante Melba, ganz am anderen Ende des Landes. Sie waren die stolzen Besitzer des Scatterhorn-Museums, und er hatte sie vorher noch nie getroffen.

»Keks gefällig, Tom?«

»Oh ja, bitte«, sagte Onkel Jos und nahm zwei.

»Willst du wohl warten, du alter Dickwanst«, schimpfte Melba, nahm ihm einen Keks wieder ab und gab ihn Tom.

»Der Junge muss hungrig sein, sieh dir doch mal an, in welchem Zustand er ist.«

Jos kaute geräuschvoll seinen Keks und betrachtete

über den Brillenrand den dünnen Jungen, der ihm am Tisch gegenüber saß und zitterte. Er war elf, groß für sein Alter, aber dünn, mit auffallend dunklen, durchdringenden Augen. Sein blondes Haar war ein widerspenstiges Gewirr, das ihm in die Stirn fiel. Er sah jung und gleichzeitig seltsam erwachsen aus.

»Genau wie sein Vater«, sagte Jos mit einem Schulterzucken. »Er ist Sam wie aus dem Gesicht geschnitten.«

»Aber dünn wie eine Bohnenstange«, fügte Melba besorgt hinzu. »Geben dir deine Eltern denn nichts zu essen, Tom?«

Tom schaute über den Tisch zu den beiden seltsam aussehenden Menschen und musste unwillkürlich an die Worte seiner Mutter denken, als sie ihm morgens am Bahnhof einen Abschiedskuss gegeben hatte.

»Und vergiss nicht, dass Onkel Jos und Tante Melba ein bisschen anders sind.«

»Was meinst du damit?«

»Na ja, sie sind schon ein wenig älter, und sie haben selbst nie Kinder gehabt. Sie sind eben ein bisschen ... anders.«

»Vielleicht ... exzentrisch?«

»Nein, nicht direkt«, entgegnete seine Mutter und überlegte sich jedes Wort genau, um Tom nicht zu verschrecken. »Nur ungewöhnlich, mehr nicht. Sie leben schon lange in diesem komischen alten Museum.«

Tom hatte sich gefragt, was »ungewöhnlich« wohl bedeuten könnte, als er im Zug saß und den Regentropfen zusah, die am Fenster entlangrasten. Vielleicht ungewöhn-

lich wie seine Eltern – die konnte man auch kaum als normal bezeichnen. Jetzt allerdings begriff er langsam, was seine Mutter gemeint hatte.

»Möchtest du ein belegtes Sandwich, Tom?«, fragte Onkel Jos und hielt ihm einen kleinen Teller mit Brotdreiecken hin. »Greif zu, sie sind lecker. Mit Sardinen.«

Onkel Jos war eine Kugel von einem Mann. Er hatte rote Wangen und einen ziemlich kahlen Kopf, auf dem kleine Haarbüschel in sämtliche Richtungen sprossen. Sein markantestes Merkmal waren seine Augenbrauen, die dick wie Hecken waren und sich in der Mitte trafen; darunter versteckten sich zwei dunkle Knopfaugen, die ständig in Bewegung waren. Im Augenblick trug er zwei Strickjacken übereinander, und sein Kopf war leicht zur Seite geneigt, wie bei einem Hund, der einer Bekanntgabe lauscht.

»Äh ... nein danke.«

»Du weißt gar nicht, was dir da entgeht, Junge«, sagte Onkel Jos und stopfte sich noch ein Sandwich in den Mund.

»Vielleicht weiß er es ja doch, Jos«, sagte Melba missbilligend. »Tom, mein Lieber, trink noch etwas Tee. Tee kann man nie genug trinken.«

Wenn Onkel Jos ein Extrem war, dann war Tante Melba das entgegengesetzt andere. Statt klein, rund und ziemlich fröhlich war sie bleich und schlank, und mit ihrem Topfschnitt, der an einen mittelalterlichen König erinnerte, sah sie ziemlich streng aus. Im Augenblick pickte sie mit schnellen vogelähnlichen Bewegungen die Krümel von ihrem Teller und legte sie auf ihr spitzes Knie, wo eine lange

weiße Ratte mit roten Augen saß und knabberte. Das war Plankton, der auch sein Abendbrot bekam.

»Plankton ist der beste Mäusefänger der Stadt«, säuselte Melba und streichelte ihm zärtlich den Rücken.

»Mäusefänger?«, wiederholte Tom. Er war sicher, dass Katzen Mäusefänger waren, aber ganz bestimmt keine Ratten.

»Aber ja«, sagte Onkel Jos und zwinkerte. »Wusstest du nicht, dass Mäuse schreckliche Angst vor Ratten haben? Besonders vor weißen mit roten Augen. Wenn sie Plankton in den dunklen Löchern der Fußleiste treffen, denken sie, sie sind gestorben und in der Hölle gelandet.«

Jos nahm zwei Marmeladentörtchen und klemmte sie unter seine riesigen schwarzen Augenbrauen. »Er ist der Teufel, verstehst du, mit großen, roten Augen! Und er ist gekommen, um sie für die vielen bösen Dinge zu bestrafen, die sie in ihrem Leben angerichtet haben! Uaaah! Uaaah!«

Jos fuchtelte mit seinen stämmigen Armen wie wild in der Luft herum, so als wäre er ein gruseliges kleines Ungeheuer. Tom musste sich ein Lachen verkneifen. Im nächsten Moment ließ Jos die Marmeladentörtchen aus den Augenhöhlen plumpsen und zwinkerte.

»Dann geben die bösen kleinen Viecher Fersengeld und türmen. Sie kommen nie mehr zurück!«

»Hör nicht auf ihn, Tom«, sagte Melba lächelnd. »Aber Teufel hin oder her, Plankton ist eine sehr schöne Ratte, möchtest du ihn mal halten?«

Und bevor Tom sich's versah, krabbelte Plankton auf seinem Schoß herum.

»Äh, danke. Ich, äh ...« Tom hatte noch nie so recht gewusst, was er von Ratten halten sollte, und Plankton, der leicht nach Stroh roch, konnte seine Meinung auch nicht ändern.

»Ich glaube, er mag dich«, gurrte Melba.

»Was ich fragen wollte, äh, kommen um diese Zeit, äh, viele Besucher ins Museum?«, sagte Tom und gab sich alle Mühe, Planktons schuppige weiße Pfoten zu ignorieren, die gerade in seiner Hosentasche herumwühlten, in der sich sein letztes Zitronenbonbon befand.

»Oh ja, Junge, hier ist immer was los«, antwortete Jos fröhlich. »Bei uns gibt es keine Flauten. Dabei steuern Melba und ich das Schiff ganz allein. Ja, erst letzte Woche hatten wir, ähm, wen hatten wir noch mal da, Melba?«

»Wir hatten die Absage der Schulklasse aus St. Denis am Montag«, sagte sie und gab Plankton einen Krümel.

»Ja, ist ein bisschen kalt für die Kleinen um diese Jahreszeit«, erklärte Jos. »Aber am Dienstag kamen die alten Herrschaften von der historischen Gesellschaft von Dragonport, und denen hat es wirklich sehr gefallen ...«

»Mit Ausnahme der beiden, die Stein und Bein schworen, dass sie nie wieder kommen würden.«

»Und warum nicht?«, fragte Tom.

»Die hatten Schiss«, antwortete Onkel Jos schnell. »Wir müssen die Räume sehr dunkel halten, weißt du. Und die Herzen von einigen älteren Herrschaften sind dem nicht gewachsen.«

»Am Mittwoch waren es drei.«

Jos räusperte sich laut.

»Weißt du, meine Liebe, ich glaube wirklich, du zählst nicht richtig. Es waren definitiv mehr als ...«

»Na ja, da war noch ein alter Bursche, der ein und aus ging, ohne zu zahlen.«

»Leaky Logan?«, rief Jos. »Nicht schon wieder dieser ewig tropfende Klempner!«

»Er wollte nicht zahlen, weil er sagt, du schuldest ihm so viel Geld für die Reparatur des Boilers, dass ihm für den Rest seines Lebens eine Freikarte für das Museum zusteht«, sagte Melba spitz.

»Schleimaal!«, brummelte Onkel Jos.

»Donnerstag und Freitag war niemand da«, fuhr Melba fort und befreite Tom lächelnd von der lästigen Ratte.

»Mag sein, Melba, mag sein, aber der Samstag ist im Scatterhorn-Museum immer der betriebsamste Wochentag«, erwiderte Jos, der sich nicht geschlagen geben wollte. »Tja, in unserer Glanzzeit haben wir samstags Tausende hier durchgeschleust. Die Leute standen die ganze Straße runter Schlange. Wie bei einem Pokalendspiel.«

»Aber letzten Samstag waren es bloß zwei. Und die waren von der Stadtverwaltung und wollten mehr Geld.«

»Schon gut«, sagte Jos und hob die Hände. »Ich weiß, der Laden hier ist nicht gerade einträglich. Aber Tom, der springende Punkt ist« – Jos räusperte sich – »der springende Punkt ist ...«

»Was hat dein Vater immer gesagt?«, fragte Melba leise.

»Wenn wir schon mal da sind«, dröhnte Jos, stand auf und packte Tom unvermittelt am Hemd, »dann, Junge, sind wir eben da.«

»Wenn wir schon mal da sind, sind wir eben da, sind wir eben da, wenn wir schon mal da sind, sind wir eben da, sind wir eben da«, sang Melba mit dünner näselnder Stimme, und Jos' Schultern fingen heftig zu zucken an.

»Wenn ...«

»Aufhören!«, keuchte Jos. Er kniff die Augen zu kleinen Punkten zusammen, und sein Gesicht färbte sich dunkelrot. Tom glaubte schon, er könnte gleich explodieren. Melba kicherte. Tom sah von einem zum anderen und lächelte hilflos. Langsam fragte er sich, ob Jos und Melba völlig durchgeknallt waren.

»Mannomann, eigentlich hab ich nie so ganz verstanden, was dieser Spruch bedeutet«, sagte Jos schließlich und wischte sich die Augen. »Aber ich bin davon ausgegangen, es heißt, dass wir das Museum nicht schließen sollen, ganz gleich, wie hoch das Wasser steht.«

Und da Jos früher bei der Marine war, war das eine Wendung, die er gut verstand.



Nach dem Abendessen führte Onkel Jos Tom die wackelige Hintertreppe hinauf zu einer Dachkammer. Sie befand sich in dem schmalen Haus hinter dem Museum, in dem Jos und Melba wohnten. Das Dach war so niedrig und die Tür zur Kammer so schmal, dass Jos nur mit Mühe durchpasste.

»Entschuldige das Chaos«, sagte er und trat ein paar alt aussehende Packkisten aus dem Weg, bevor er Toms Tasche aufs Bett hievte. »Meine Güte, ist die schwer.«

Jos ließ sich neben die Tasche sinken und schnaufte so heftig, dass sein Atem zu Dampf wurde und er aussah wie ein Wasserkessel.

»Nun, Tom«, sagte er und schaute hoch, den Kopf leicht zur Seite geneigt. »Wie gefällt dir dein Quartier?«

Tom sah sich in dem kleinen Zimmer um. Es war dunkel und feucht und kalt, und die Wände zwischen den Dachbalken bogen sich nach innen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Bettes befand sich ein kleiner Schreibtisch vor einem Fenster mit Blick auf die nassen Dächer der Stadt und den breiten grauen Fluss. Ganz hinten konnte Tom gerade noch die gelben Lichter der Docks und die Schatten der riesigen Kräne erkennen, die wie Dinosaurier in den dämmrigen Himmel ragten.

»Toll«, sagte Tom leicht schauernd. »Vielleicht ein bisschen kalt, aber ich ...«

»Das lässt sich regeln, Junge«, fiel ihm Jos ins Wort. »Keine Sorge. Es mag kalt sein hier drin, aber du kannst dein Leben darauf wetten, dass es wärmer ist als in der Mongolei!«

Kichernd erhob er sich vom Bett und bahnte sich seinen Weg zwischen den Kisten hindurch zur Tür.

»Du willst dich bestimmt einrichten, also lass ich dich besser allein. Morgen machen wir eine kleine Tour durch die alte Bude, und du sagst mir, wie du sie findest. Mich interessiert das nämlich«, sagte er zwinkernd. »Schließlich bist du ein Scatterhorn. Vielleicht übernimmst du ja eines Tages das Steuerruder.« Damit winkte er und war verschwunden.

Tom begutachtete noch einmal das kalte, dunkle Zimmer mit den Stapeln von muffigen Büchern und alten Zeitungen, die leicht süßlich rochen. Mit einem Mal fühlte er sich sehr einsam. Er lief an den Kisten vorbei zum Fenster, lauschte dem heulenden Wind und sah zu, wie der Mond durch die silbernen Wolken zog. In Gedanken stellte er sich vor, wie derselbe Mond auf die andere Seite der Erde schien. Dort, am Rand eines riesigen Waldes stand ein kleines Zelt, vor dem ein Feuer knisterte. Und neben dem Zelt waren zwei Schatten, immer zwei Schatten ...

Tom drehte sich vom Fenster weg und biss sich auf die Lippe. In diesem Augenblick fehlten ihm seine Eltern mehr, als er es in Worte fassen konnte.

»Sei tapfer, mein Schatz«, hatte seine Mutter noch gerufen, als der Zug aus dem Bahnhof gefahren war. »Ich werde ihn finden. Versprochen.«

Tom warf sich auf das niedrige, quietschende Bett und startete die abblätternde Tapete über sich an. Wütend wischte er die Tränen mit dem Ärmel ab. So hatte er sich das Ganze nicht vorgestellt.

Wohin war sein Vater verschwunden?

In ein seltsames, unbewohntes Land voller Wälder und Flüsse. Tom wälzte sich herum und versuchte, die beunruhigende Wahrheit zu verdrängen. Immerhin hätte alles auch noch ganz anders kommen können ...

Wie es weitergeht?



Lesen Sie im beiliegenden Leseexemplar!



Henry Chancellor

Tom Scatterhorn und der Saphir des Maharadscha

Aus dem Englischen von Brigitte Jakobeit und

Sabine Schmidt

Umschlagillustration: Katrin Engelking

Ca. 560 Seiten

Ab 10

14,5 x 21,5 cm, gebunden

ISBN 978-3-551-55535-9

Ca. € 17,90 (D) / € 18,40 (A) / sFr 32,90

Erscheint im September